

Eveline Lutz

**EIN VERWORRENES
KNÄUEL
VON LEBENSFÄDEN**

Engelsdorfer Verlag
Leipzig
2019

Bibliografische Information durch die Deutsche Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Copyright

ISBN 978-3-96145-422-8

Copyright (2019) Engelsdorfer Verlag Leipzig
Alle Rechte beim Autor

Titelbild © Alex Razvan (Adobe stock)

Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)
www.engelsdorfer-verlag.de

12,00 Euro (D)

Mein besonderer Dank gilt all jenen, die mir ihre kleinen Geschichten erzählt haben, sodass ich aus den vielen einzelnen *eine* Geschichte machen konnte, Kerstin Spohler für die Coverbildsuche und meinem Mann für seine Geduld sowie seine wertvollen Hinweise und Korrekturen.

Copyright

Copyright

1

Roland

Mein Leben fühlte sich auf einmal irgendwie brüchig an. Mir war, als ginge ich auf schwankendem Untergrund, der bei jedem Schritt nachzugeben drohte. Ich glaubte zu versinken. Dennoch gehe ich weiter, immer weiter. Der Boden wankt und doch trägt er mich. Wie lange noch, frage ich mich bang.

Etwas in meinem Leben hat sich gewandelt. Ich, Roland Bassmer, ein alter Mann, der sein Leben gelebt hat – und ich habe gern, immer aus den Vollen heraus gelebt – grüble plötzlich über das Leben nach. Woher kommen diese Gedanken?

Irgendwann ist mein Leben ins Rutschen gekommen. So sehr ich versuche, den Punkt zu fixieren, ich vermag ihn einfach nicht zu fassen. Vielleicht gibt es einen solchen Punkt auch gar nicht. Manchmal denke ich, dass Judiths Tod die entscheidende Zäsur verkörperte. Er war absehbar gewesen, denn sie war – wie es ganz nüchtern hieß – austherapiert. Judith selbst hatte die Hoffnung auf Genesung aufgegeben. Die Schmerzen hatten ihr die Lebenslust geraubt und mich demoralisiert. Alle Stationen von Judiths Krankheit hatte ich hautnah miterlebt. Ich hatte mit ihr gehofft und gebangt. Wie oft musste ich machtlos mitansehen, wie die Schmerzen sie quälten! Wie oft hatte ich den Notarzt herbeigerufen! In diversen Krankenhäusern und Reha-Kliniken habe ich sie besucht, ihr Mut zugesprochen und mit ihr geweint. Ich hatte gesehen, wie ihr Lebenslicht nach und nach erlosch. Dennoch erschrak ich furchtbar, als sie tot war. Keine 60 Jahre alt war sie geworden.

Ich haderte mit dem Schicksal. Ohne Judith fühlte ich mich unvollkommen, so, als habe man mir ein Bein amputiert und mich aus dem eigenen Haus herausgeworfen. Vor Einsamkeit fror ich entsetzlich, ich, der all die Jahre nicht einmal eine Vorstellung davon besessen hatte, was das ist – Einsamkeit.

Wenn ich mein Leben so bilanzieren komme, komme ich zu dem Schluss, dass es mir nichts schuldig geblieben ist. Ich habe es gewagt, es ohne viel

nachzudenken bei den Hörnern gepackt. Mein Leben war, so wie es war, gut. Es geht mir gut. Ich bin gesund. Noch spüre ich Lebenslust. Und – ich fühle mich verpflichtet, ein paar Lebensfäden aufzuheben und zu verknoten.

2

Benita

Das Erste, was mir im Zusammenhang mit meiner Kindheit einfällt: Ich wurde geliebt.

Nicht zuerst die Kosenamen, die mir die Eltern gaben, sondern die Wärme, die in unserer kleinen Wohnung herrschte, eine atmosphärische Wärme, offenbarte mir dies jeden Tag aufs Neue. Natürlich hätte ich das als Kind nicht so auf den Begriff bringen können. Indes ich wusste es ganz tief drinnen, so, wie man etwas nur mit dem Herzen wissen kann.

Mein Vater und meine Mutter waren sich zeitlebens in Liebe zugetan. Wenn sie einander anschauten, leuchteten ihre Augen vor Glück wie kleine Sterne auf, so als spiegele sich die Freude des Einen in den Augen des Anderen. Dieses Leuchten, es war selbst im Alter noch da, bis zu Vaters Schlaganfall. Dann erloschen seine Augen und Mutters Strahlen erreichte ihn nicht mehr. Als ich das bemerkte, wusste ich ebenso gewiss wie ich wusste, dass ich geliebt wurde, dass mein Vater nie mehr gesund werden würde.

Als Kind, als Teenager, ja bis heute, bin ich überzeugt davon, dass ich die besten Eltern der Welt hatte. Das Strahlen ihrer Augen, die Art und Weise, in der sie einander umfingen, das gemeinsame Singen im Chor, die Behutsamkeit, mit der sie sich bei den Händen fassten, wenn wir sonntags spazieren gingen, all das kündete für mich von ihrer innigen Liebe. Und ich war das Kind dieser Liebe – das empfand ich tagtäglich. Jeder der beiden sah in mir nicht nur mich, Benita, sondern zugleich ein Abbild des geliebten Anderen.

Vater und Mutter überschütteten mich mit Zärtlichkeiten. Sie herzten mich und gaben mir Kosenamen, die sich in mein Herz brannten. Ich war Mutters „*Sonnenschein*“ und Vaters „*Augenweide*“. Beide Namen liebte ich sehr, obgleich ich mir unter einer Augenweide lange Zeit nichts vorzustellen vermochte. Dennoch war ich mir gewiss, dass eine Augenweide etwas sehr Schönes, etwas ganz und gar Besonderes sein musste.

Eines Tages, ich war eine junge Frau und bereits mit Gregor verheiratet, da stand ich plötzlich auf der Prager Karlsbrücke einer Augenweide gegenüber. Eine Schar junger Künstler versuchte sich auf der Brücke ein wenig Geld damit zu verdienen, Touristen mit wenigen Strichen zu porträtieren. Um die Touristen von ihrem Können zu überzeugen, hatten sie Skizzen und kleine Aquarelle am Brückengeländer und auf dem Straßenpflaster „ausgestellt“. Mich faszinierte die Szenerie. Neugierig blieb ich bald hier, bald da, stehen und schaute den Künstlern, die so taten, als interessierten die Zuschauer sie überhaupt nicht, über die Schulter. Eine junge Frau hatte ihre Aquarelle auf ein Stück Wäscheleine geklammert, das sie zwischen zwei Laternen gespannt hatte. Langsam wanderte ich von einem Aquarell zum anderen, als ich plötzlich aufzuckte. Eines der Bilder trug den Namen *Augenbaum*. Es zeigte eine knorplige Trauerweide mit zerfurchtem Stamm. In den Ästen hingen bunte Augen, die mich an Pfauenschwänze erinnerten. Sie schillerten in allen Farben und „spiegelten“ sich in dem Wasser, an dessen Ufer der Baum stand, wie sich die Augen meiner Eltern immer ineinander gespiegelt hatten. Ich stand mit weit aufgerissenen Augen, wie elektrisiert, vor dem Bild und konnte den Blick einfach nicht lösen. Es war, als entschlüssele sich mir in diesem Moment ein Kindheitsrätsel. Endlich sah ich sie, die Augenweide, die mein Vater in mir gesehen haben musste. Wie verzaubert, bis ins Innerste aufgewühlt, stand ich vor dem Bild. Ich vermochte mich jedoch nicht mitzuteilen. Kein Wort kam aus meinem Mund und dennoch erfasste Gregor, was in mir in diesem Moment vorging. Während ich noch immer erstarrt schaute, gab er all unser Geld hin, um mir den Augenbaum schenken zu können. Mir war,

als spräche fortan Gregor mich mit dem Kosenamen, der bislang allein meinem Vater gehört hatte, an.

Arm, wir hatten weder das Eintrittsgeld für den Hradschin noch Geld für etwas zu essen, und doch reich, wir besaßen einen Augenbaum, schlenderten wir wie beseelt durch die Stadt.

Das Bild hängt noch immer in meinem Wohnzimmer über der Anrichte. Es ist *der* Hingucker. So oft ich es anschau, so oft erinnert es mich an meinen Vater.

In meiner Kindheit und Jugend war Vater mein Ein und Alles. Ich liebte beide, Mutter und Vater. Beiden vertraute ich vorbehaltlos meine kleinen Geheimnisse an. Ich kuschelte mit beiden ... Und doch zeichnete sich die Beziehung zu Vater durch ... ja, wodurch eigentlich? aus. Es fällt mir bis heute schwer, das treffende Wort dafür zu finden, was mich mit Vater verband. Es war eine besondere Nähe und Vertrautheit. Vater war mein Favorit. Das war einfach so, ohne dass ich Gründe dafür hätte benennen können. Am ehesten trifft vielleicht die Bezeichnung Seelenverwandtschaft das Besondere dieser Beziehung. Mit ihm gab es allzeit ein Verstehen ohne Worte.

Oft habe ich darüber nachgedacht, woher diese tiefe Verbundenheit rührte. Mag sein, dass sie begründet wurde, als ich vier oder fünf Jahre alt war. Damals erkrankte Mutter an Tuberkulose. Länger als ein halbes Jahr verbrachte sie fernab von uns in einem Sanatorium. Vater und ich mussten während dieser Zeit allein zurechtkommen, den Alltag meistern, uns gegenseitig über Mutters Abwesenheit hinweghelfen.

Später einmal, als wir auf diese Zeit zu sprechen kamen, gestand Vater mir, dass er in jenen Monaten tagtäglich mit schlechtem Gewissen auf seine ansonsten geliebte Arbeit gegangen war. Morgens musste er mich zeitig in den Kindergarten bringen, um rechtzeitig in der Werkhalle zu stehen. Abends, wenn er mich abholte, war ich oft das letzte Kind, das noch da war. Fast immer fand er mich vollkommen vertieft über einem Buch, einer Bastelei oder einer Zeichnung und gar nicht wartend vor, als ob ich ihn von seinem schlechten Gewissen entlasten wollte. Lediglich Hannah, Mutters Freundin seit Kindertagen, unterstützte Vater

damals bei meiner Betreuung. An den Wochenenden, an denen Vater mit der Bahn nach Bad Berka, ins Sanatorium, fuhr, um Mutter zu besuchen, blieb ich auf dem Vorwerk bei Tante Hannah und ihren drei Kindern, die für mich stets so etwas wie Cousins verkörperten.

Ich war ein glückliches Kind. Das Einzige, was mir in der Kindheit wirklich fehlte, waren Geschwister. Gern hätte ich Brüder gehabt. Indes ich hatte ja nicht einmal Großeltern, Tanten und Onkel wie andere Kinder meines Alters. Meine beiden Großväter waren im Krieg geblieben, ich hatte sie nicht kennengelernt. Meine beiden Großmütter waren leider sehr früh gestorben: Mutters Mutter an Tuberkulose, als sie mit mir schwanger war, und Vaters Mutter an Krebs, als ich zwei Jahre alt war. Unsere Familie vergrößerte sich erst, als meine Eltern sich nach Mutters Tuberkuloseerkrankung einen Schrebergarten nahmen, damit sie sich an der frischen Luft erholen konnte. Der Garten lag unweit unserer Wohnung in einer Gartenanlage, sodass wir jeden Abend einen kleinen Spaziergang dorthin unternehmen, ein wenig jäten oder ernten konnten. Vater hatte aus Brettern eine kleine Laube gebaut, in der ein paar Gartengeräte und ein Liegestuhl für Mutter Platz fanden.

Wenn wir in den Garten kamen, stellte Vater den Liegestuhl für seine Elsi in die Sonne. Mutter thronte im Liegestuhl und schaute uns bei den Gartenarbeiten zu oder las in einem Buch. Niemals erlaubte Vater, dass sie schwere Gartenarbeiten übernahm. Mutter sollte sich schonen und wieder zu Kräften kommen. Bei kühlem Wetter hüllte Vater sie in dicke Decken, damit sie bei uns sein konnte ohne sich zu verkühlen.

Unsere Gartennachbarn wurden Leopolds, eine Familie mit vier Kindern. Vater Leopold arbeitete als Rangierer bei der Bahn. Seine Frau machte in der Schule sauber. Zur Familie gehörten zudem Oma Liese sowie zwei Jungen und zwei Mädchen. In Betty, dem jüngsten der Kinder, fand ich meine beste Freundin.

Betty und ich waren gleichaltrig und uns von der ersten Begegnung an zugetan. Noch heute sind wir eng befreundet. Von der ersten Klasse an saßen wir in der Schule nebeneinander und galten als unzertrennlich. Betty verkörperte mein anderes Ich. Sie war so wie ich gern gewesen

wäre: lebhaft, zupackend, risikofreudig, mutig, sportlich, witzig und impulsiv.

Bei Betty zu Hause bebte die Luft förmlich vor Leben. Es ging laut zu, alle redeten durcheinander, und die Ordnung in dem kleinen Häuschen ähnelte einem freundlichen Chaos. Ich liebte dieses Gewirr. Kam ich Betty besuchen, dann gehörte ich sogleich dazu. Ich durfte mitspielen, mitessen und musste mit anpacken; Kaninchenställe säubern, Brenneseln für die Küken sammeln, Wäsche aufhängen, einen Topfkuchen rühren ... Bei den Leopolds fühlte ich mich nie wie ein Fremdkörper. Doch Betty kam auch gern zu mir nach Hause. Sie genoss die Ruhe und die Aufgeräumtheit unserer kleinen Wohnung. Sie genoss es, einmal die ungeteilte Aufmerksamkeit und Zuwendung anderer zu bekommen. Ich glaube, Vater wusste sehr gut, was Betty fehlte. War sie bei uns, dann durfte sie die Geschichte aussuchen, die Vater uns vorlas. Vorlesen, das gab es bei Leopolds überhaupt nicht. Also bettelte Betty nach der ersten Geschichte stets um eine zweite. Vater versagte ihr diesen Wunsch nie. Wir gingen bereits zur Schule und konnten selbst lesen, da musste selbst ich ihr noch vorlesen.

An den Wochenenden durfte Betty oft bei uns schlafen. Dann teilten wir uns mein Bett, beide überglücklich, ineinander eine Freundin gefunden zu haben.

Betty war mein Glücksstern. Am glücklichsten war ich, wenn ich alle drei, meine Eltern und Betty, um mich herumhatte. Meine Eltern ahnten (oder wussten sie es?), dass ich nichts so sehr vermisste wie Geschwister. Wann immer es ging, nahmen sie Betty mit: in den Zoo, sonntags zum Badensee und sogar ein paar Mal in den Urlaub. Mehr als einmal bettelte ich meine Eltern an, Betty zu adoptieren, dann könne sie für immer bei uns wohnen. Leopolds, so argumentierte ich, hatten so viele Kinder, da könnten sie gut und gern auf Betty verzichten.

Es hätte mir nichts ausgemacht, mein Zimmer, mein Spielzeug und meine Eltern mit Betty zu teilen. Geduldig erklärte Vater mir wieder und wieder, dass er meinen Wunsch nach einem Bruder oder einer Schwester gut verstehen könne. Er bedauerte, mir diesen Wunsch nicht

erfüllen zu können. Manchmal erzählte er mir dann von seiner kleinen Schwester Almut, die gestorben war, als sie gerade erst in Mildenau angekommen waren. Noch immer fehle sie ihm. Dennoch sei es ein großes Unrecht, das Betty uns niemals werde verzeihen können, wenn wir versuchen würden, sie ihrer Familie zu entfremden oder gar ihrer Familie zu stehlen. Brigitte und Ansgar, Bettys Eltern, davon war Vater zutiefst überzeugt, liebten Betty nicht weniger als Mutter und er mich. Und Betty liebe ihre Eltern und Geschwister. Dies dürften wir ihr niemals wegnehmen oder schlecht machen. Ich nickte verstehend und begehrte doch immer einmal wieder dagegen auf. Vater hatte recht, obgleich ich das damals nicht wirklich verstanden habe. Ich lernte, mich damit zu bescheiden, Betty jeden Tag zu sehen, sie jederzeit mit nach Hause bringen zu dürfen. Meine Eltern mochten Betty gern.

Für mich war sie beinahe wie ein Zwilling. Man sah uns überall zusammen. Beide sangen wir im Schulchor, gemeinsam stromerten wir durchs Dorf, radelten wir zum Knochenberg und badeten wir im Sommer im Steinbruch. Auch unsere Schularbeiten erledigten wir tagtäglich gemeinsam. Vom ersten Schultag an musste ich Betty helfen. Das Lernen fiel ihr nicht leicht und von Zahlen besaß sie selbst am Ende der Schulzeit keine Vorstellung. Wieder und wieder erklärte ich ihr geduldig die Rechenoperationen. Sie kam gerade so mit. Meine Eltern bestärkten mich in der Auffassung, für Bettys Schulleistungen mitverantwortlich zu sein – auch dafür bin ich ihnen dankbar.

Dennoch kam unweigerlich der Punkt, an dem die Weichen für unser weiteres Leben anders gestellt wurden, wo unsere Wege auseinandergingen. In der achten Klasse fielen die Entscheidungen über den weiteren Schulweg. Ich war eine sehr gute Schülerin. Nach den Sommerferien würde ich in der Stadt lernen, das Abitur ablegen. Für Betty war das Abitur keine Option. Wegen ihrer Leistungen verbot sich dieser Weg. Unaufhörlich redete sie davon, nach der achten Klasse von der Schule abzugehen, endlich eigenes Geld zu verdienen. Ich verstand sie gut. Das Lernen bereitete ihr unendliche Mühe und bei ihr zu Hause war immerfort das Geld knapp, obgleich ihre älteren Geschwister allesamt bereits

eigenes Geld verdienten. Keines von Bettys Geschwistern war länger als acht Jahre zur Schule gegangen. Klaus, der älteste der Brüder, war wie sein Vater Rangierer geworden, Heiner arbeitete als Maurer und Rosi lernte in der Stadt in der Tapetenfabrik. Sie alle waren mit ihren Los zufrieden.

Raus aus der Schule, raus aus der endlosen Büffelei, frei über ihr eigenes Geld verfügen zu können wie ihre große Schwester Rosi, das verkörperte für Betty eine ungeheure Verlockung. Ich erinnere mich, dass wir oft zusammensaßen und Betty ihr erstes Lehrlingsgeld verplante. Das war für mich irgendwie ganz bizarr, denn noch hatte sie nicht einmal eine Lehrstelle. Dennoch träumte sie von schicken Pumps, einem bunten Minikleid mit weit schwingendem Rock, knallrotem Nagellack, einer Elektrogitarre ...

„Wenn du das alles von deinem ersten Lehrlingsgeld kaufen willst, wirst du wohl die Bank überfallen müssen“, witzelte ich so manches Mal.

Nicht nur ein Lehrlingsgeld, sondern das für viele Monate, hatte Betty gedanklich bereits fest verplant. Sie war ganz und gar darauf erpicht, die Schule hinter sich zu lassen. Unsere Wege würden sich nach diesem Sommer trennen, das erkannte ich realistisch. Die Schule nach der achten Klasse zu verlassen, kam weder für mich noch für meine Eltern in Betracht. Trotzdem tat mir diese Einsicht sehr weh. Vater meinte, dass es auch für Betty nicht gut sei, so früh abzugehen.

„Wenn sie sich wenigstens noch zwei Jahre durchbeißen würde“, sagte er oft, *„dann kann sie einen Beruf erlernen, in dem sie mal mehr Geld verdient als ihre Mutter mit dem Reinemachen.“*

Er sprach mit Betty und er sprach mit ihren Eltern, bat beide, nicht kurzfristig zu handeln und wenigstens die zehnte Klasse abzuschließen. Bis heute weiß ich nicht, womit er sie überzeugt hat. Ich weiß lediglich, dass er Bettys Eltern in die Hand versprach, dass er und ich Betty bei den Hausaufgaben bis zu den 10.-Klasse-Prüfungen unterstützen würden.

Unter dieser Voraussetzung willigten Bettys Eltern ein, Betty zwei weitere Schuljahre zuzugestehen.